

Uebt die Musik moralische Wirkungen aus?

Autor(en): **Pudor, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **4 (1900-1901)**

Heft 6

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664071>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

In der Frau Wangen stieg eine tiefe Glut empor. Sie senkte den Blick. „In Gottes Namen,“ sagte sie leise, die Hände faltend.

„So, und nun sollst du sehen, wie froh und heimelig es bei uns werden soll, wenn sich die fremden Gäst' erst bei uns eingelebt haben! Deinen Fuß kannst du dann in aller Ruh' auskurieren —“

„Andres“, unterbrach sie ihn, „ist das die arme Anna, die ihren Mann so früh verloren hat?“

„Ja,“ sagte er. „Wir haben uns bisher wenig genug um sie bekümmert, Christiane!“

„Armes Ding!“ sagte sie mitleidig. „Laß sie nur kommen. Ein Bett steht ja noch droben in der Kammer und für den Kleinen giebt's schon irgendwo ein Plätzle. Ich freu' mich, daß ich nicht mehr tagelang so mutterseelenallein daheim bleiben muß, wenn du fortgehst.“

„Gelt?“ gab er zurück. „Aber das sag' ich dir, Christiane, die alte Kräuter-Staarliesel, die muß mir von jetzt an alle Wochen einmal ihren Teller warme Suppe bei uns holen, wenn sie auch ein bisle g'schupft ist — denn das ist sie doch!“

Kinderwort.

Von Clara Forrer.

„Warum blickst du stets zur Erde?“
frägt das Kind an meiner Seite,
Das als lieblich Weggeleite
Mit mir durch die Fluren geht.

„Warum blickst du stets zur Erde?“
Schön ist nicht die braune Scholle,
Sieh, ich schau ins wundervolle
Licht, das hoch am Himmel steht.

Wenn du allzeit blickst zur Erde,
Kannst du nicht die Vöglein schauen,
Siehst du nicht, wie dort im Blauen
Flockenweiß ein Wölklein geht.“ —

Warum blickst du stets zur Erde? ...
Kindermund, wie sprichst du weise:
Glücklich, wer die Lebensreise
Hochgewandten Blickes geht.

*) Uebt die Musik moralische Wirkungen aus?

Von Heinrich Pudor.

Die berühmte und berüchtigte lex, welche zu so lebhaften Kunstdebatten in Kreisen, welche sonst der Kunst ziemlich fernstehen, geführt hat, hat auch das alte Schlagwort wieder hervorgelockt, daß die Kunst mit der Moral nichts zu tun habe, weil sie über aller Moral stehe. Es lohnt sich der Mühe, zu untersuchen, ob dies Wort, das immer zitiert wird,

*) Welt am Montag.

über das aber sehr wenig nachgedacht wird, eigentlich richtig ist. Von vornherein steht fest, daß alle Aſterkunnſt, perverse Kunſt, Scheinkunſt, auf die niedrigſten Inſtinkte berechnete Kunſt, ſehr wohl demoralifiſieren kann, ja ſogar demoralifiſieren muß. Da wird aber dann entgegnet, daß dieſe Kunſt ihres Namens nicht würdig ſei und daß hier bloß von der reinen, hohen, heiligen Kunſt die Rede ſei. Daß dieſe letztere nun über aller Moral ſteht, kann ſchon zugestanden werden. Daraus folgt indeſſen noch nicht, daß ſie mit der Moral nichts zu thun habe, daß ſie nicht moralifiere. Vielmehr iſt der Kernpunkt der Frage nur der, ob ſie bewußt, abſichtlich und freiwillig moralifiere oder unbewußt, unabſichtlich und unfreiwillig. Und das letztere iſt in der That der Fall. Die Kunſt hat indirekt, unbewußt und unabſichtlich die tiefften moralischen Wirkungen auf Individuen und Völker ausgeübt, ſolange ſie vorhanden iſt. Denn wer wollte nicht zugeben, daß die Kunſt veredle, daß ſie den Schönheitsſinn pſeuge, die edelſten Inſtinkte im Menſchen wachruſe, daß ſie Idealismus und Enthuſiaſmus in ihm erweckt, daß ſie ihn emporzieht aus dem gemeinen Alltagsleben zu den lichtvollen Höhen edler Menſchlichkeit — ſind dieſe nicht moralische Wirkungen? Die Kunſt iſt der Ausfluß der höchſten Sittlichkeit — wie ſollte ſie nicht ſittlich wirken? Glaubt man, die griechiſche Kunſt habe auf die Sitten des griechiſchen Volkes nicht veredelnd eingewirkt? Welches ſollen denn ſonſt die Wirkungen der Dramen eines Aeſchylus und Sophokles, der Bildwerke eines Phidias und Praxiteles geweſen ſein? Aber die Kunſt übt dieſe moralischen Wirkungen unbewußt und unabſichtlich durch ſich ſelbſt aus — ſie ſagt nicht „Du ſollſt“, ſondern „Hier iſt“. Sie ſagt nicht: „Du ſollſt das und das thun“, ſondern ſie ſagt „Hier iſt das Schönſte und Edelſte, was wir uns denken können.“ Der Menſch aber lernt nun dieſes Schönſte und Edelſte lieben und bildet ſich ſelbſt von ſelbſt darnach. Das iſt die moralische Wirkung, die die Kunſt ausübt, und es iſt die höchſte moralische Wirkung, die es giebt. Unbewußt ſprechen die Kunſtwerke zu den Menſchen: „Werdet ſo edel wie das, was wir herſtellen.“ Und unbewußt hat der Menſch von allen Zeiten der Kunſt an ſich darnach veredelt.

Aber gerade aus dieſer unbewußten moralischen Wirkung der Kunſt reſultieren auch große Gefahren. Denn ebenſo, wie die hehre Kunſt auf dieſe Weiſe moralifiierend wirkt, kann die Aſterkunnſt demoralifiſieren. Und ſie thut es eben um ſo ſicherer, als ſie es indirekt thut. Sie ſtellt die niedrigſten Inſtinkte des Menſchen als ebenſo liebenswert dar, wie die hehre Kunſt die edelſten Inſtinkte darſtellt. Und unbewußt bildet ſich nun der Menſch nach dieſen niedrigſten Inſtinkten und wird ſomit demoralifiert. Alles dieſes erhellt am beſten aus einer Betrachtung der Geſchichte der

Musik als der am unmittelbarsten und deshalb auch am stärksten wirkenden Kunst.

Alle Künste stellen Empfindungen dar, und zwar in sinnlichen Formen, die Malerei z. B. in der Form der Farbe, die Musik in Form des Tones, wie er zum Ohre dringt und vom Ohre zur Seele, und so gleichsam wieder zu dem wird, was er gewesen ist: Empfindung. Schon hieraus erhellt, wie selbstverständlich es ist, daß die Kunst moralische Wirkungen ausübt, denn die Moral hat es mit der Gesinnung zu thun; die Gesinnung setzt sich aus Empfindungen zusammen, aus Empfindungen aber wird die Kunst geboren und Empfindungen stellt sie dar und Empfindungen erweckt sie. Bei der Musik, sage ich, werden die Empfindungen am unmittelbarsten wiedergegeben, am unmittelbarsten angeregt, und deshalb übt die Musik die größten und moralischen Wirkungen aus. Die alten Griechen haben dies sehr wohl gewußt und deshalb die Musik bewußt und absichtlich zu moralischen und sogar medizinischen Zwecken benutzt, hiermit sie aber zugleich ihres selbstlosen, unbewußten, rein künstlerischen Charakters beraubt und sie zu einer Magd und Kertzin herabgedrückt. Künstlerischer hat die katholische Kirche verfahren, indem sie den Gregorianischen Kirchengesang ihrem Dienst einverleibte, dabei aber das Unbewußte und Unabsichtliche der moralischen Wirkung der Musik nicht aufhob. Und Ähnliches hat Luther in der protestantischen Kirche gethan. Er nannte die Musik „eine Zuchtmeisterin, die die Leute gelinder und sanftmütiger, sittsamer und vernünftiger macht“, und schrieb: „Die Bewegung des Gemütes im Zaume zu halten und zu regieren, sage ich, ist nichts kräftiger denn die Musik. Denn nichts auf Erden kräftiger ist, die Traurigen fröhlich, die Verzagten herzhast zu machen, die Hoffärtigen zur Demut zu reißen, die hitzige und übermäßige Liebe zu stillen und zu dämpfen, den Meid und Haß zu mindern, und wer kann alle Bewegung des menschlichen Herzens, welche die Leute regieren und entweder zu Tugend oder zu Laster reizen und treiben, erzählen? (Siehe Gedanken von der Musica aus dem Jahre 1538.)

Schopenhauers „Metaphysik der Musik“ ist ebenfalls nichts als ein Versuch, die Wirkung der Musik auf die Empfindungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen tiefer zu begründen, und geistvoll leitet er sie daraus ab, daß die Musik den Willen (Trieb) selbst des Menschen objektiviert, ähnlich wie Wagner die Musik vom Schreie herleitet.

Wenn die Musik die Empfindungen am unmittelbarsten darstellt, so zeigt zugleich die Geschichte der Musik, wie man im Laufe der Entwicklung der Musik dieser Unmittelbarkeit immer näher kommt. Bei Bach ist die Empfindung noch ganz eingeschränkt, gleichsam archaisch, bei

Tschaikowsky ist sie ganz unverhüllt, ganz frei, ganz offen und bloß, gleichsam nackt.

Aber es kommt nun in der Musik nicht bloß darauf an, die Empfindungen möglichst unvermittelt darzustellen, sondern — da wir es eben mit der hohen, hehren, heiligen Kunst zu thun haben — die höchsten und edelsten Empfindungen darzustellen. Hier haben wir gegenüber den willkürlichen, subjektiven, individuellen und augenblicklichen Abschätzungen des Wertes der Musik der verschiedenen Zeiten und Komponisten einen sicheren Maßstab zur Beurteilung. Beethoven ist der größte Musikheros, weil er ein meeresstiefes Empfindungsleben gehabt hat und die edelsten und hehrsten Empfindungen zum Ausdruck und zur Darstellung gebracht hat. Er ist der unfreiwilligen Sittenapostel der größten einer. Die nichtklassische Musik ist im Gegensatze hierzu minderwertig, weil sie triviale Empfindungen, seichte, oberflächliche, banale, frivole, unedle Empfindungen illustriert. Und deshalb wirkt sie, wie wir nun ohne Scheu aussprechen können, demoralisierend. Allerdings kann der Mensch nicht immer und immer nur den tiefsten Empfindungen sich hingeben, aber eine Musik, welche unedle Empfindungen ausdrückt, rückt aus der Sphäre der für die Ewigkeit geschaffenen hehren Kunst in die Sphäre der nach bloßer Zerstreuung und Unterhaltung verlangenden Alltagsgemeinheit herab. In diesem Sinne spricht Danilewski von den „unverschämt leichtsinnigen Klängen der Straußschen Walzer.“ Die Musik eines Beethoven wirkt dagegen wie Religion — denn Religion ist, wie Ellen Key richtig sagt, Alles, was unser Herz erhebt. Und so wirkt Bach reinigend, Händel befreiend, Mozart und Haydn erheiternd, Schumann verinnerlichend, Beethoven erschütternd, Wagner erregend und beunruhigend, Chopin einschmeichelnd und zugleich erschlassend und auflösend, Mendelssohn sinnlich veräußerlichend.

Tolstoi hat das Verdienst, den Zusammenhang der Künste mit der Moral nachdrücklich hervorgehoben zu haben. Aber er leitet seine Schlußfolgerung, daß die Kunst, im Besonderen die Musik, unsittlich wirke, aus der minderwertigen Musik ab. Ebenfogut aber wie die Musik eines Offenbach auf das Empfindungsleben verflachend und verunedelnd, also gewissermassen demoralisierend wirkt, kann die Musik eines Beethoven vertiefend und veredelnd wirken, und sie thut es um so mehr, als die Musik an und für sich den gewaltigsten Einfluß auf das Seelenleben des Menschen ausübt.

Aus alledem können wir die Aufgaben der Komponisten sowohl als die des Publikums herleiten. Jene müssen streben, nur ihre edelsten Empfindungen in der Musik, die sie schaffen, zu objektivieren, und dieses muß nur diejenige Musik acceptieren, welche edle Empfindungen aus-

spricht. Und des weiteren erhellt, wie nötig es die Komponisten haben, vor allem sich selbst zu edlen Menschen, welche ein tiefes und geläutertes Empfinden haben, heranzubilden. Andernfalls sind sie nur Handwerker, Techniker, Handlanger, Schmarotzer, Lakaien, Clowns, aber nicht Künstler. Künstler sein, heißt Priester sein. Schon Schiller nannte die Bühne eine moralische Anstalt; er meinte wenigstens, sie solle es sein. So auch mit der Musik. Das Musikhaus muß ein Tempel sein, ein Kunsttempel, und das Streben der schaffenden Tonkünstler muß darauf gerichtet sein, durch ihr Empfindungsleben alles Gemeine, Frivole und Triviale durchsickern zu lassen wie durch ein Filter und ihr solchergestalt geläutertes und veredeltes Empfindungsleben in Tönen zum Ausdruck zu bringen — auf daß die Musik, wenn auch unbewußt und unabsichtlich, aber um so sicherer moralisiere.



Der Schwur*)

Es sprach zu Hänschen Gretchen:
„Mein Lieben mich gereut.
Du scherzst mit allen Mädchen,
Wir sind geschied'ne Leut.
Geh' deines Weges wieder!
Mein Kuß bleibt dir versagt,
Bis einst der span'sche Flieder
Im Garten Aepfel tragt.“

Das Fenster ward geschlossen,
Den Vorhang zog sie für,
Und Hänschen ging verdrossen
Von seiner Liebsten Tür.
Als Tags darauf er wieder
Den Weg zur Trauten fand,
Sah Gretchen auf dem Flieder,
Daran sie Aepfel band.



Arnold Böcklin.

16. Oktober 1827 — 16. Januar 1901.

„Was geht's Dich an, wie Dich die Leute finden?“ ruft Virgil in der Divina Commedia seinem Dante zu, den er durch den Berg der Läuterung führt. Hätte Böcklin dem Gerede der Leute Folge gegeben, die sogar über der Betrachtung seiner reifsten und ureigensten Werke die Köpfe schüttelten und ihm dieses und jenes am Zeuge flickten, so hätte er sich fraglos vermöge seiner Schaffenskraft beizeiten ein behagliches, ja äußerlich reiches Dasein erpinseln können; allein was hätte aus seiner Liebe zur freien Kunst, was aus ihm selber werden müssen, wenn er seinem eigenen Genius untreu geworden wäre und sich abhängig gemacht hätte von der Gunst und dem Urteil derjenigen, die den Geschmack gepachtet zu haben wähnen? Nun, er wäre einer von den Vielen, aber

*) Aus „Spielmannslieder“ von Rudolph Baumbach. Verlag von A. G. Liebeskind, Leipzig.